

Triumph des Herzens

DAS WAHRE LICHT
KAM IN DIE WELT

PDF - Familie Mariens

16. Jg (VI) 2008

Nr. 92

*„Das Herz Gottes hat sich in der Heiligen Nacht
in den Stall herab gebeugt.“*

Papst Benedikt XVI.

Das Weihnachtsgeheimnis und Edith Stein

Vielleicht würden viele bei der deutschen Philosophin Dr. Edith Stein (vgl. Triumph des Herzens Nr. 43, 60), der Judenkonvertitin und späteren heiligen Karmelitin Sr. Teresia Benedikta vom Kreuz, nicht sofort eine tiefe Beziehung zum Jesuskind vermuten. Und doch war es so!

Ohne Visionen und Einsprechungen und weit mehr, als Ediths Intellekt und eifriges Meditieren es je vermocht hätten, führte Gott diese schlichte Seele durch innere Erleuchtung in das Weihnachtsgeheimnis ein.

Seine Gnade ließ sie zu einem einfachen Kind werden, das anhand des eigenen Lebensschicksals immer klarer verstand, „dass Krippe und Kreuz eng zusammengehören“, wie Papst Johannes Paul II. es bei ihrer Heiligsprechung im Oktober 1998 ausdrückte.

Das Geheimnis der Heiligen Nacht

Schon vor ihrem Eintritt in den Karmel im Jahr 1933 trug Edith Stein eine große Liebe zum Jesuskind in sich. Aus dieser Zeit, da sie acht Jahre am Lehrerinnenseminar St. Magdalena in Speyer unterrichtete und bei den Dominikanerinnen wohnte, weiß man, dass sie oft und lange in der Klosterkirche an einem verborgenen Platz nahe dem Tabernakel kniete und anbetete. Eine Dominikanerschwester berichtete über folgende Begebenheit an einem Weihnachtsfest:

„Das Geheimnis der Heiligen Nacht musste es Fräulein Doktor angetan haben! Die Mitternachtsmesse war vorbei, die Kirche hatte

sich geleert, die Lichter waren ausgeschaltet. Niemand gewährte die stille Beterin unter der Empore. Auch die letzte Kirchentür wurde geschlossen. Am Morgen beim Öffnen der Tür traute die Sakristanin kaum ihren Augen: Vor der Weihnachtskrippe kniete, im Gebet versunken, Edith Stein.

Als die Schwester sich voller Sorgen bei ihr entschuldigen wollte, weil sie durch ihre vermeintliche Unachtsamkeit Fräulein Doktor um ihren Schlaf gebracht hatte, meinte diese: „Wer kann schlafen in einer Nacht, in der Gott Mensch wurde!“

Ja, das Geheimnis der Heiligen Nacht hatte Edith Stein innerlich ergriffen, aber sie war sich bewusst: „Um ein ganzes Menschenleben mit göttlichem Leben zu durchdringen, dazu genügt es nicht, einmal im Jahr vor der Krippe zu knien und sich vom Zauber der Heiligen

Nacht gefangennehmen zu lassen. Dazu muss man das ganze Leben lang im täglichen Verkehr mit Gott stehen, auf die Worte hören, die Er gesprochen hat ... sie befolgen und vor allen Dingen beten, wie es uns der Heiland selbst gelehrt hat.“

An der Hand des Herrn

Parallel zu ihrer Lehrtätigkeit war Edith Stein eine gesuchte Rednerin auf Studientagen, bei wissenschaftlichen Vorträgen und Kongressen im In- und Ausland. Ob in Paris, Wien, Prag, Münster oder Basel, ihr großes Wissen und Können verbarg sich hinter ihrer einfachschlichten Art. Zuweilen wurde an der Vortragsweise der unscheinbar gekleideten Philosophin kritisiert, sie betone das Übernatürliche zu sehr. Da konnte sie den Leuten nur lächelnd antworten: „Wenn ich darüber nicht sprechen sollte, würde ich wohl überhaupt auf kein Rednerpult hinaufgehen. Es ist im Grunde nur eine kleine, einfache Wahrheit, die ich zu sagen habe: wie man es anfangen kann, an der Hand des Herrn zu leben.“ In der Betrachtung „Das Weihnachtsgeheimnis“ schrieb sie: „Es ist ein weiter Weg von der Selbstzufriedenheit eines guten Katholiken‘... bis zu einem Leben

an Gottes Hand und aus Gottes Hand, in der Einfachheit des Kindes und der Demut des Zöllners. Aber wer ihn einmal gegangen ist, der wird ihn nicht wieder zurückgehen.“ Als angesehene Philosophin, die es gewohnt war, alles mit ihrem Intellekt zu erforschen und zu durchdringen, ging sie diesen Weg so vorbildlich, dass ihr Beichtvater, Erzabt Raphael Walzer von der Benediktinerabtei Beuron, über sie sagte: „Selten habe ich eine Seele getroffen, die so viele und hohe Eigenschaften in einem Geist vereinigt hatte ... Sie war außerordentlich einfach, eine ganz klare, durchsichtige Seele, sehr geschmeidig, jedem Hauch der Gnade nachzugeben, ohne einen Schatten von Ängstlichkeit. Sie war schlicht mit einfachen Menschen, gelehrt mit Gelehrten, ohne alle Überhebung, mit Suchenden eine Suchende, beinahe möchte ich hinzufügen, mit Sündern eine Sünderin.“

„Ich nehme es, wie Gott es fügt!“

Ediths kurze akademische Laufbahn als Dozentin am Deutschen Institut für wissenschaftliche Pädagogik in Münster fand ein jähes Ende, als Anfang 1933 das Dritte Reich errichtet wurde und sie als Jüdin ihre Stelle verlor. Mit Weitblick erkannte sie damals: „Mir ging auf einmal ein Licht auf, dass Gott wieder einmal schwer Seine Hand auf Sein Volk gelegt hatte und dass das Schicksal dieses Volkes auch das meine war... Sollte es nicht jetzt endlich Zeit sein, in den Karmel zu gehen, der seit zwölf Jahren mein Ziel war?“

Tatsächlich öffnete sich der zukünftigen Sr. Teresia Benedikta wenig später die Karmelpforte in Köln, wenn auch nur für eine gewisse Zeit! In der Stille des Gebetes verstand sie immer klarer, dass ihr Weg durch die zunehmende Judenverfolgung nun von der Krippe zum Kreuz führen würde: „Das Kind in der Krippe, das gekommen ist, um den Willen Seines Vaters zu vollbringen bis zum Tode am Kreuz, sieht im Geist vor Sich alle, die Ihm auf diesem Weg nachfolgen werden ... Der hl. Johannes folgte,

ohne zu fragen: Wohin? Wozu? Er ... ging dem Herrn nach auf allen Seinen Wegen bis hinauf nach Golgota ... Legen auch wir unsere Hände in die Hände des Göttlichen Kindes, und sprechen wir unser Ja zu Seinem „Folge Mir!“

Dieses Fiat sprach Sr. Teresia Benedikta inmitten aller Sorgen und Ungewissheit: „Lass blind mich, Herr, die Wege geh'n, die Deine sind. Will Deine Führung nicht versteh'n, bin ja

Dein Kind! Bist Vater der Weisheit, auch Vater mir. Führest durch Nacht Du auch, führst doch zu Dir. Herr, lass gescheh'n, was Du willst, ich bin bereit! Mach alles wahr, wie Du es planst in Deinem Rat. Wenn still Du dann zum Opfer mahnst, hilf auch zur Tat. Lass überseh'n mich ganz mein kleines Ich, dass ich, mir selber tot, nur leb' für Dich.“

Das Jesukind ist bei uns!

Trotz der Umsiedlung in den sichereren holländischen Karmel in Echt kam es durch die Gestapo am 2. August 1942 zur Verhaftung von Edith und ihrer Schwester. Als der Bote Alois Schlütter dann am 6. August Hilfsgüter ins Sammellager Westerbork/NL brachte, hatte er eine kurze, unvergessliche Begegnung mit der Karmelitin Sr. Teresia Benedikta: „Nachdem die SS-Streife durch einen schrillen Pfiff kundtat, dass die Häftlinge wieder zurückmussten in ihre Baracke ... war es sehr erbaulich für mich, wie ruhig und gesammelt diese Schwester war. Als ich mein Mitgefühl ausdrückte, sagte die tapfere Schwester: ‚Was auch kommen mag, ich bin auf alles gefasst. Das liebe Jesuskind ist auch hier unter uns!‘

Mit einem kräftigen Händedruck wünschte sie mir und den Meinigen Gottes Segen. Als ich meine Wünsche ausdrücken wollte, sagte sie, um sie bräuchten wir uns nicht zu sorgen, sie stünden in Gottes Hand. Nun verabschiedeten wir uns auch von all den anderen, wobei mir die Worte in der Kehle steckenblieben. Sie gingen geschlossen weg zu ihrer Baracke. Alle winkten nochmals zurück, Schwester Teresia Benedikta aber ging gesammelt ihres Weges.“

In der kommenden Nacht erfolgte die Deportation nach Auschwitz in die Gaskammern, wo Edith Stein sich am 9. August als „Sühneopfer für den wahren Frieden“ in den Tod gab, „für den Unglauben des jüdischen Volkes und damit der Herr von den Seinen aufgenommen wird“.

Jerusalem, frohlocke, denn dein Heiland kommt zu dir!

Für Edith Stein war dies Wirklichkeit geworden, denn als jüdische Konvertitin hatte sie im Göttlichen Kind den Messias, ihren Erlöser, gefunden. Wie sehr wünschte sie dieselbe Gnade für das auserwählte Volk - ihr Volk! „Wie groß muss die Freude der jungfräulichen Mutter gewesen sein, als sie den prächtigen Zug der Drei Könige sich nähern sah ... die ersten

aus den Heiden. Andere sollten ihnen folgen, bis verwirklicht sein würde, dass alle Völker den Einen Gott im Geist und in der Wahrheit anbeteten. Und mit den Augen ihres Geistes sah Maria noch einen anderen Zug kommen: eine Menge, die niemand zählen konnte; alle, welche die Mutter des Göttlichen Kindes selbst in die Nachfolge ihres Sohnes rufen würde.“

Jede Berufung ist ein Wunder der Gnade

Mit dem 20. September 2008 war für fünf unserer Schwestern aus Deutschland und Österreich endlich der Festtag gekommen, auf den sie sich schon so sehr gefreut hatten. Vorausgegangen waren für sie drei Jahre der spirituellen Formung im Mutterhaus durch Gebet, Vorträge und einzelne Missionseinsätze. Die letzten Tage vor ihrem feierlichen Versprechen verbrachten die fünf in der Stille unseres Barmherzigkeitsklosters in Gratzten/CZ. Dort bereiteten sie sich durch Exerzitien eine Woche lang auf ihren „Hochzeitstag“ vor.

Welch ein Privileg, dass der Erzbischof von Köln, S. E. Joachim Kardinal Meisner, unsere Einladung angenommen hatte und eigens ins Böhmerland gekommen war, um dem Festgottesdienst und jener ergreifenden Zeremonie vorzustehen, bei der sich die jungen Kandidatinnen Gott als Missionarin schenkten! Diese Ganzhingabe als Braut Christi drückten sie durch die Weihe an das Makellose Herz Mariens aus.

Glückliche Umstände fügten es, dass aus unserer Missionsstation in Florida/Uruguay Bischof Martín Pérez Scremini und sein Vorgänger, unser geschätzter Bischof Raúl Scarrone, zum Fest kommen konnten. Auch waren zahlreiche Priester und nahezu 500 Verwandte und Freunde dabei, als die fünf aus der Hand des Vater Kardinals das weiße Kleid als Apostolische Schwester, den Ring der ungeteilten Liebe und das Kreuz der missionarischen Sendung empfingen.

Durch seine tief spirituelle und zugleich lebensnahe Festpredigt gelang es dem Kölner Erzbischof, alle Anwesenden anzusprechen. Ob Eheleute, Jugendliche oder alte Menschen, jeder konnte etwas geistlich Wertvolles und Lehrreiches für sich persönlich mitnehmen.

Viele der Gäste hatten noch nie an einer solch schönen, feierlichen Zeremonie teilgenommen und blieben auch nach dem Hl. Messopfer noch ganz unter dem Eindruck des eben Erlebten.

Pfarrer Rainer Hangler beschrieb es mit folgenden Worten: „Heute haben sich Himmel und Erde berührt. Nein, mehr noch: Himmel und Erde sind eins geworden!“ Und der Schwager von Heidi, der Mutter unserer Sr. Maria Lisa, antwortete auf ihren Dank, dass er trotz seiner vielen Arbeit gekommen war: „Ich würde sagen, es kann nur jeden reuen, der heute nicht gekommen ist, denn so etwas Schönes erlebt man wahrscheinlich - wenn überhaupt - nur einmal im Leben!“

Sr. Esther Frank aus Donaueschingen, Deutschland

Am Rande des Schwarzwaldes, in einem kleinen Stadtteil von Donaueschingen, wuchs ich mit meinen drei Schwestern in einer gläubigen Familie auf. In Dankbarkeit denke ich heute auch an meinen Bruder Andreas, der im Alter

von zweieinhalb Jahren erkrankte. Auch wenn ich ihn nie kennengelernt habe, bin ich doch überzeugt, dass er für meine Berufung zu jenem Senfkorn wurde, „das in die Erde fällt und stirbt, um Frucht zu bringen“, wie es in seiner

Todesanzeige hieß. Soweit ich mich erinnern kann, stieg in mir erstmals mit neun Jahren der Gedanke auf: „Wer weiß, vielleicht werde ich einmal Schwester!“ Aber genauso schnell, wie der Gedanke gekommen war, war er auch wieder vergessen. Und doch glaube ich, dass mich schon damals die Gottesmutter ganz unbemerkt an der Hand nahm. Als ich nämlich zwölf Jahre alt war, wurde ich durch die Schönstatt-Bewegung zur Weihe an die Gottesmutter geführt. Auch wenn ich nicht alles verstand, so fühlte ich mich doch gedrängt, diese kurze Weihe zu beten. Von da an waren das Weihegebet und das Ave Maria meine liebsten Gebete, die ich erstaunlicherweise auch in schwierigen Zeiten nie unterließ.

In den folgenden drei Jahren begann nämlich ein starker geistiger Kampf, und im Alter von kaum 13 Jahren zog mich die „Welt“ mit all ihren Reizen unwiderstehlich an. So war z. B. meine einzige Bitte am Firntag diese: „Jesus, mach doch mein Leben interessanter!“ Und in gewisser Weise verwirklichte sich das auch. Stundenlang hörte ich Musik, die man „dreamdance“, „Traumtanz“ nennt, und tauchte dadurch in eine Scheinwelt ein, die mich ganz gefangen nahm. Ich verschlang Bücher, die nicht für mich bestimmt waren, und begann zu rauchen und Alkohol zu trinken. Immer öfter traf ich mich mit älteren Jungen und genoss es, ihnen zu gefallen. Gerade in diesem Punkt sehe ich im Nachhinein den Schutz der Gottesmutter, die immer noch ihren Platz in meinem Herzen hatte. Da ich damals nicht verstand, warum ein Mädchen die Reinheit bewahren sollte, war es offensichtlich sie, die mich vor unüberlegten Schritten bewahrte.

Obwohl sich mein Gewissen regte und ich eigentlich genau wusste, dass ich nicht auf dem richtigen Weg war, blieben Disco, Tanzen, Flirten weiterhin mein Wochenendprogramm. Als ich dann mit 15 Jahren während der Ferien um keinen Preis daheimbleiben wollte, nahm ich es sogar in Kauf, für zwei Wochen in Schönstatt,

im Haus der „Mädchenjugend“, mitzuhelfen. Und zu meinem eigenen Erstaunen gefiel es mir sogar! Ich lernte die ungewohnte Stille geradezu schätzen, und täglich zog es mich zur Anbetung vor das Allerheiligste. Dort ließ mich Jesus schließlich ganz klar erkennen, dass ich Ihm allein gehören soll.

Von da an begann mich eine immer größere Zerrissenheit zu quälen: einerseits dieser unüberhörbare Ruf Gottes, und andererseits die Welt, die ich genießen und nicht aufgeben wollte! Als ich mich ausgerechnet in dieser Zeit ernsthaft verliebte, kam mir das gerade recht! Um nur ja nicht an die Berufung erinnert zu werden, ließ ich beim Gebet des hl. Bruder Klaus, das ich öfter betete, kurzerhand den letzten Teil weg, in dem es heißt: „Nimm mich mir und gib mich ganz zu eigen Dir.“ Durch diesen Zwiespalt fiel ich wie in eine Depression. Nichts konnte mir mehr Freude machen, und innerlich fühlte ich mich wie tot.

In diesem Zustand besuchte ich 2004 einen Einkehrtag meiner jetzigen geistigen Familie, zum Thema „Die Barmherzigkeit Gottes“. Damals berührte mich die Gnade so sehr, dass ich mich aus einem tiefen Reueschmerz heraus fest entschloss, mein Leben zu ändern! Von einem Tag auf den anderen hatte ich tatsächlich die Kraft, treu den Rosenkranz zu beten, täglich die Hl. Messe zu besuchen und alle vier Wochen zur Hl. Beichte zu gehen. Auch fühlte ich mich innerlich gedrängt, für die Priester zu beten, wusste aber nicht, dass gerade das zur ersten Aufgabe der Schwestern der Familie Mariens gehört. Am wichtigsten aber war, dass ich endlich mein freies Jawort zu Jesus sprechen konnte und wusste: „Das ist die Gemeinschaft für mich!“ Eineinhalb Jahre später kam ich ins Mutterhaus und darf sagen: „Jesus hat meine damalige Firmbitte wirklich auf beste Weise erhört! Denn mein Leben als Missionarin ist jetzt sogar mehr als nur interessant.“

Sr. Camilla Amann aus Buchenberg, Deutschland

Zusammen mit meinen vier Schwestern und zwei Brüdern durfte ich in Buchenberg im Allgäu/D eine glückliche Kindheit erleben. Dabei kann ich ohne Übertreibung sagen, dass das Fundament unserer Familie das gemeinsame Rosenkranzgebet und die Hl. Messe waren, zu der wir alle jeden Tag gingen. Ich erinnere mich noch gut, dass alles, was irgendwie mit Gott zu tun hatte, mich schon als Kind sehr anzog. So durfte ich, aufgewachsen in dieser christlichen Atmosphäre, bereits mit 15 Jahren genau verstehen, dass mich Jesus ganz für Sich haben will. Als ich dann vor drei Jahren, im Frühjahr 2005, als Studentin die Gemeinschaft Familie Mariens kennenlernte, wurde die Einladung Jesu immer drängender. Irgendwie spürte ich, dass jetzt der Zeitpunkt gekommen war, um meiner Berufung zu folgen. Gleichzeitig aber hatte ich in meinem Inneren gegen dieses „Jetzt - sofort“ eine unüberwindliche Mauer aufgebaut. Ich fragte mich, warum ich gerade jetzt gehen sollte, wo doch in meinem Leben ziemlich alles so lief, wie ich es mir immer gewünscht hatte: Studium der Grundschulpädagogik, Freunde, Gebetskreis, Jugend 2000 und meine „Freiheit“ als Studentin! In dieser schmerzlichen Zerrissenheit erinnerte ich mich an einen Rat von Mutter Teresa, den ich einmal gehört hatte: „Geh 24 Stunden zum Allerheiligsten, und Gott wird dir Klarheit für deine Berufung schenken!“ In meiner Freizeit fuhr ich nun mit der Straßenbahn oft ins Franziskanerinnenkloster Maria

Stern im Zentrum von Augsburg. In der Klosterkirche, bei der stillen Anbetung, bat ich Jesus in persönlichen Worten immer wieder um Gewissheit in meinem Anliegen. Tatsächlich war das schließlich die Lösung für mich! Zwar nicht nach 24 Stunden, sondern erst nach Wochen, ja Monaten, brach nach und nach - fast gegen meinen Willen - diese innere Mauer, dieser Widerstand in mir zusammen. Mein Verstand und auch mein Herz bekamen in dieser Zeit eine freudvolle Sicherheit, für die Berufung alles lassen zu können, so dass ich mir schlussendlich nicht mehr vorstellen konnte, diesen Schritt auf ein andermal zu verschieben.

Um in mir auch den letzten Hauch eines Zweifels aus dem Weg zu räumen, bat ich Jesus noch um eine Stelle aus der Hl. Schrift. Als ich im Gebet die Bibel öffnete, lag mein Finger auf den Worten, die nicht hätten eindeutiger sein können: „Als Jesus weiterging, sah er einen Mann namens Matthäus am Zoll sitzen und sagte zu ihm: Folge mir nach! Da stand Matthäus auf und folgte ihm.“ (Mt 9,9) So brach ich entschlossen in der schönen Allgäuer Heimat „meine Zelte“ ab und fuhr am 5. Oktober 2005 in unser Mutterhaus in die Slowakei. In einem bin ich mir rückblickend sicher: Die Kraft, aufzustehen und Ihm zu folgen, hatte ich damals vor allem auch meinem lieben Vater zu verdanken, der zehn Tage nach meiner Ankunft im Mutterhaus nach schwerem Krebsleiden zu Gott heimging.

Sr. Judith Schels aus Perletzhofen, Deutschland

Viele Begegnungen, Gespräche bei Jugendtreffen, stille Anbetungsstunden, Wallfahrten, Katechesen, mehrere Weltjugendtage und anderes mehr fügen sich auf dem Weg meiner Berufung zusammen wie ein Bild aus vielen Mosaiksteinen. Nach fünf Jahren im Berufsleben als Industriekauffrau begann ich 2004 eine Ausbildung zur

Fremdsprachenkorrespondentin. In dieser Zeit fühlte ich mich gedrängt, mehr zu beten und manchmal auch zu fasten, um mir über meine Zukunft und meinen weiteren Lebensweg klarzuwerden. So ging ich immer öfter vor Unterrichtsbeginn in eine nahe gelegene Anbetungskirche im Zentrum von Regensburg zum Allerheiligsten, um den Tag ganz in Jesu

Hände zu legen. In den Freistunden besuchte ich gerne die Hl. Messe und begann die Gottesmutter konkret zu bitten, mich doch meine Berufung erkennen zu lassen und mir die Kraft zu geben, sie auch anzunehmen. Denn zum ersten Mal wurde mir damals bewusst, dass ich bis jetzt im Grunde noch nicht wirklich bereit gewesen wäre, Jesus nachzufolgen, weil ich immer dachte: „Von zu Hause kannst du nicht weggehen!“

Da gab es meine liebe Familie, meinen Freundeskreis, unseren Bauernhof. Außerdem war ich fast jeden Tag nach der Arbeit unterwegs als Landjugendvorstand, Jugendvertreterin im Pfarrgemeinderat und Mitglied der Koordinationsversammlung der Jugend 2000 in der Diözese Regensburg oder zur Singprobe des Kinderchors. Ob Alt oder Jung, ich war einfach gern mit Menschen zusammen. Dabei versuchte ich, bewusst von meinem Glauben Zeugnis zu geben, so auch, als ich zur Dreiburgenkönigin der Stadt Riedenburg gewählt und als Kandidatin für den Stadtrat aufgestellt wurde.

Dann im August 2004 - wir hatten gerade zu Fuß das Weltjugendtagskreuz nach Altötting getragen und bei einem internationalen Anbetungswochenende mitgeholfen - wusste ich mich innerlich ganz frei, den Weg des

gottgeweihten Lebens oder den Weg des Ehelebens gehen zu können. Als ich dies damals in mein Tagebuch schrieb, fügte ich folgenden Satz hinzu: „Jesus, ich habe nur einen Wunsch: das zu wählen, was Du für mich bestimmt hast. Möge ich doch ganz Deinen heiligen Willen erfüllen!“

Diesen aufrichtigen Wunsch belohnte der Herr in der Folge mit innerer Sicherheit. Und so machte ich mich nicht zwei Monate später wie geplant als freiwillige Helferin zum Vorbereitungsjahr für den Weltjugendtag nach Köln auf, sondern war bereits im Oktober 2004 unterwegs ins Mutterhaus unserer Gemeinschaft, die ich seit dem Weltjugendtag in Paris 1997 kannte. Der Abschied von meiner Mutter, meinen Brüdern und meinen Freunden blieb nicht ohne Tränen. Aber es waren auch Tränen der Freude und Dankbarkeit, denn ich wusste, dass ich das Geschenk meiner Berufung nicht zuletzt dem Lebensopfer von zwei mir sehr lieben Menschen zu verdanken habe, nämlich meinem Papa, der an Krebs starb, als ich 16 Jahre alt war, und meinem Bruder Wolfgang, der 14 Monate später bei einem Autounfall ums Leben kam. Zudem bin ich mir bewusst, dass auch viele, die ich gar nicht kenne, für mein Glück gebetet und Opfer gebracht haben.

Sr. Maria Lisa Haim aus Kolsass/Tirol, Österreich

Wenn man die eigene Berufungsgeschichte schreiben soll, wünschte man sich fast, so eine richtige Paulusbekehrung erlebt zu haben. Aber nichts dergleichen geschah in meinem Leben. Mein geistiger Weg verlief nach außen hin ziemlich unspektakulär, ja beinahe alltäglich.

Mama hatte nach dem Tod ihrer Schwester 1988 tiefer zum Glauben gefunden, und so gehörte es schon seit meinen frühen Kinderjahren daheim zur Tagesordnung, dass meine zwei Brüder und ich mit ihr gemeinsam beteten. Dabei erzählte sie uns von Jesus, der Gottesmutter und den Heiligen. Auch war es für uns schon damals ganz natürlich, zusammen mit den Eltern regelmäßig die Hl. Messe zu besuchen.

Als Mama dann 1992 die Familie Mariens kennenlernte, war ich fünf Jahre alt. Wir nahmen nun jährlich an den Exerzitien der Gemeinschaft teil, und es wuchs daraus auch eine herzliche Freundschaft mit den Brüdern und Schwestern. So hatte ich in ihnen seit damals immer wunderbare Freunde und Vorbilder für ein Leben als Christin.

Am Tag meiner Hl. Erstkommunion hatte ich zum ersten Mal im Herzen den leisen Wunsch, auch Schwester zu werden. Es war weder eine Stimme, die ich hörte, noch eine spürbare Umarmung Gottes. Doch fühlte ich in mir klar und deutlich, dass ich ganz Jesus gehören will. So gab ich Ihm - so gut das ein achtjähriges

Mädchen eben vermag - verborgen und still mein erstes Jawort. Ich weiß noch genau, wie ernst es mir mit diesem Versprechen war.

Auch wenn mir später am Gymnasium die Welt des Glaubens durch die Gemeinschaft und P. Paul Maria, den geistlichen Vater meiner jungen Seele, vertraut blieb wie früher, war es keineswegs immer einfach, Jesus und vor allem dem Gebet treu zu sein. Es kostete mich oft nicht wenig Überwindung, ins Wohnzimmer zu gehen, wenn wir uns dort zum Gebet trafen. Doch meine Mutter verstand es so gut, uns zu lehren, Entscheidungen selbständig und aus Liebe zu Jesus zu treffen! Als ich z. B. einmal unbedingt mit Freundinnen am Abend ausgehen wollte - ich war damals erst zwölf Jahre alt - und deswegen heiß diskutierte, meinte Mama schließlich nur sanft: „Jesus und du, ihr habt euch so lieb. Frag doch einfach Ihn, was Er dazu sagen würde, und dann kannst du die Entscheidung selbst treffen.“ Wenig erfreut über diesen Vorschlag, blieb ich schlussendlich aus eigenem Entschluss daheim, denn ich wusste genau, was Jesus sagen würde! Solche und ähnliche Opfer halfen mir sehr, Ihm später auch größere Verzichte aus Liebe zu schenken, so z. B., wenn ich als Jugendliche manchmal darüber nachdachte, ob nicht auch ein Leben als Familienmutter für mich schön sein könnte. Doch bei Einkehrtagen im Jahr 2001 erkannte ich als 14-Jährige abermals: Mein Glück werde ich in der Welt nicht finden! Und mit Freude und neuem Elan entschied ich mich noch tiefer für die Berufung.

Aber es standen mir noch vier lange Jahre am Gymnasium bevor, die sehr wichtig waren, um meine Entscheidung reifen zu lassen. Welches Auf und Ab, welches inneres Ringen war dies oft! Auch deshalb hatte ich mich entschlossen, nun täglich zur Hl. Messe zu gehen, um Jesus wenigstens diese Zeit zu schenken; und Er gab mir dabei fast immer Frieden und Trost. Heute bin ich mir sicher: Vor allem dieser täglichen Hl. Kommunion ist es zu verdanken, dass ich die Kraft hatte, trotz „lauer Zeiten“ auf meinem Weg durchzuhalten, den ich ja im tiefsten immer gehen wollte.

Mit 16 Jahren fand ich neben meiner Liebe zum Reiten, Klettern, Skilaufen, Tennis und Volleyball eine neue „Leidenschaft“: das Tanzen. Mehrmals pro Woche besuchte ich einen Tanzkurs, und am Wochenende ging ich auf Tanzpartys. Nach und nach aber empfand ich immer stärker, dass Jesus mich bat, Ihm das Tanzen zu schenken. Ehrlich gesagt fiel mir dieses Opfer sehr schwer, und erst jetzt im Nachhinein sehe ich, wie wichtig dieser bewusste Verzicht war. Als ich in dieser Zeit meinem Papa von meinem Wunsch, Schwester zu werden, erzählte, musste er im ersten Augenblick schon ein wenig schlucken. Da ich es bemerkte, fragte ich ihn zögernd: „Hast du denn etwas dagegen?“ Seine Antwort ist mir heute noch so in Erinnerung, als hätte er sie mir erst gestern gegeben: „Weißt du, Lisa, ich möchte nur, dass du glücklich bist, und wenn das dein Glück ist, ist es auch meines!“ Ich erinnere mich noch besonders gut an mein letztes Jahr „in der Welt“, das Abiturjahr, denn es war wohl die gefährlichste Zeit, was meinen Berufungsweg betraf. Die Schule nahm mich ziemlich in Anspruch, und nach erfolgreichem Abitur erwachte plötzlich in mir ein starker Freiheitsdrang. Die ganze Welt, so meinte ich, stand mir nun offen, um mein Leben nach eigenen Vorstellungen und Wünschen zu gestalten. Ein letztes, starkes Ringen um die Entscheidung meines Lebens erfasste mich, und ich flüchtete: Freunde, Sport, Fernsehen - alles war mir recht, um mich abzulenken. Aber der täglichen Hl. Messe blieb ich immer treu.

Dann, Mitte August 2005, fand in unserem Nachbardorf das jährliche „Musikspektakel“ statt. Auch unser Volleyballverein hatte eine eigene Bar, und es machte mir großen Spaß mitzuhelfen. Es schien ein perfekter Abend zu sein, gleich zwei Verehrer stellten sich ein, und ich fühlte mich - wie das bei einem 18-jährigen Mädchen halt so ist - doch ein bisschen geschmeichelt. Erst um halb vier Uhr morgens kam ich heim. Alle schliefen, nur in meinem Zimmer brannte auf dem Nachttisch Licht. Da schenkte mir Gott eine tiefe Gnade: Mein Blick fiel auf das Bild des Barmherzigen Jesus, das dort stand, und in einem Augenblick brach der ganze Abend in ein Nichts zusammen und hinterließ

nur Leere in mir. Wie nie zuvor verstand ich:
Niemand wird mich je ganz erfüllen können, nur
Er allein!
So fuhr ich wenige Wochen später, im Oktober

2005, mit meinen Eltern nach Stará Halič ins
Mutterhaus, und bis heute kamen mir kein
einziges Mal Zweifel, den richtigen Weg gewählt
zu haben.

Mein kostbarstes Weihnachtserlebnis

Man möchte es nicht glauben, aber es gibt in der Volksrepublik China heute noch Hunderte Konzentrationslager nach dem Vorbild der russischen Gulags. Mao Tse-tung führte sie 1949 ein und nannte sie verharmlosend „Laogai“, d. h. Lager zur „Umerziehung durch Arbeit“.
Erst vor wenigen Monaten veröffentlichte das internationale katholische Hilfswerk „Kirche in Not“ einen aktuellen Bericht über die Christenverfolgung in China, den wir aber in dieser Ausgabe wegen seiner Grausamkeit nicht publizieren möchten. Vielmehr möchten wir Euch eine Begebenheit erzählen, die einen direkten Bezug zum Weihnachtsgeheimnis hat und die uns Bischof Paul Maria Hnilica vor einigen Jahren aus seinem Archiv übergab. In diesem Zeugnis berichtet Jean, ein französischer Gefangener, der die Internierung in einem Lager südlich von Peking überlebte, wie er zum Glauben zurückfand.

Gott wird euch helfen, wenn ihr glaubt

Zu Beginn des Jahres 1961 lernte ich Hsia kennen. Es war während einer Massenverlegung, die der Brigadekommandant Yang angeordnet hatte. Ich wurde einer Kompanie von 18 Männern zugewiesen. Wir mussten Schweineställe putzen, den Mist wegfahren und Tote beerdigen. Hsia schlief auf dem Strohsack neben mir. Schon von Anfang an waren wir um ihn besorgt. So alt und schwach wie er aussah, schien es unmöglich, dass er seine Arbeit ausführen konnte. Zudem - und das war das Schlimmste - sprach er als ehemaliger Trappistenmönch ständig von Gott, wie Gott uns helfen würde, wenn wir an Ihn glaubten. Aber fast alle von uns hatten seit langem keinen Glauben mehr. Dafür hatten die Kommunisten gesorgt, denn in der chinesischen Volksrepublik galt Religion als „Opium“ und

Aberglaube. Jedem, der glaubte, dass es eine höhere Macht als jene des Mao Tse-tung gäbe, wurden schwere Strafen auferlegt, insbesondere den Christen, die für schuldig erklärt wurden, den Gott der Imperialisten anzubeten. Hsia war einer von ihnen. Er war zu 20 Jahren Arbeitslager verurteilt worden - einzig und allein aus dem Grund, dass er katholischer Priester war. Trotzdem betete er und praktizierte seinen Glauben, so weit es ihm nur möglich war. Wir alle ließen ihn in Frieden, ja wir mieden ihn. Es gab schon genug Gefahren, so brauchten wir uns nicht auch noch mit der Religion des Hsia zu befassen. Er aber ließ sich nicht einschüchtern. Ich weiß nicht, woran er bemerkt hatte, dass ich außer ihm der einzige Katholik in der Kompanie war. Eines Tages wandte er sich an mich: „Sei

immer ein guter Katholik, Jean! Im Herzen bist du es, nicht wahr?“ - „Ich bin ein alter Gefangener, lass mich in Ruhe!“, entgegnete ich ihm müde. Er schien mich nicht verstanden zu haben und fuhr fort: „Wir könnten miteinander beten, Jean. Du könntest bei mir beichten.“ Voll Schrecken, dass vielleicht jemand diesen verrückten Alten gehört hatte, entgegnete ich unwirsch: „Hör mal, Hsia, wenn du bald aufgehängt werden möchtest, dann ist das dein Problem. Ich aber werde alles daransetzen, um mich zu retten. Deshalb rate ich dir, hör sofort auf damit, hast du verstanden?“ Meine Worte schienen ihn nicht zu beleidigen. „Gut, mein Sohn“, antwortete er. „Ich verstehe. Nur, vergiss nicht, dass ich dein Freund bin.“ Dann ging er weg, um die Körbe mit dem Mist wegzutragen - während er den Rosenkranz betete.

Trotz seines schwächlichen Aussehens gelang es Hsia - man weiß nicht wie -, auf dem unebenen Gelände zwei Körbe mit je 35 kg Mist wegzutragen. Das Gewicht, das er an einer Holzstange aufgehängt auf seinen Schultern trug, schien ihn zu zermalmen, aber er machte weiter und half sogar oft noch den schwächeren Gefangenen. Eines Tages fragte ein Mithäftling: „Woher nimmt der Alte nur seine Kraft?“ Einer von uns antwortete spöttisch: „Von Gott. Wenn Yang gerade nicht hinschaut, steigt Gott hernieder und trägt den Mist weg.“ Allgemeines Gelächter. Eigentlich gab es hier nicht viel zu lachen, denn wir arbeiteten von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang,

und unsere Tagesration bestand aus einem Brotersatz und einer kleinen Schale Bouillon. Unsere Zellen waren schmutzige Hütten voller schwarzer Fliegen und Läuse, und jene, die für die Beerdigung zuständig waren, mussten jeden Tag Verstorbene den langen, steilen Weg zum Friedhof hinauftragen.

In jenem Sommer dachte ich, dass nun ich an der Reihe wäre. Durch Unterernährung und Krankheit geschwächt, brach ich auf dem Feld bewusstlos zusammen und wurde in die Krankenabteilung gebracht. Eines Nachts, als ich wieder zu mir kam, erkannte ich Hsia an meinem Bett, der mir kühle Luft zufächerte. Dann gab er mir eine warme Suppe ein, die nach Fröschen, Kräutern und Reis roch, und mit jedem Löffel fühlte ich, wie die Kraft in mich zurückkehrte. „Sie können uns quälen und unseren Leib zerstören, mein Sohn“, flüsterte er mir zu, „unsere Seele aber können sie nicht töten. Es hängt von uns ab, ihnen das zu verbieten. Dann hilft uns die Gottesmutter.“ Er kam noch dreimal zu mir und brachte mir jedes Mal Suppe. Erst im September, als ich wieder besser bei Kräften war, erfuhr ich, wie er andere damit beauftragt hatte, wilde Kräuter zu pflücken und während der Mittagspause Frösche zu sammeln. Er selbst hatte immer wieder in kleinen Mengen Reis organisiert, bis er damit ein Schälchen füllen konnte und dann alles im Geheimen auf einem improvisierten Feuer kochte. Ich bedankte mich und war beschämt darüber, wie liebevoll er mich umsorgt hatte.

Ich lebe, weil Gott es will

Eines Tages erzählte mir Hsia von seiner Gefangennahme. 1947 hatten die Kommunisten Yangkiaping, seine Heimatprovinz, besetzt. Er war gerade unterwegs gewesen, und als er zurückkam, fand er sein Trappistenkloster völlig zerstört und die Mönche ermordet. Die Soldaten, die ihren Durst nach Blut bereits gestillt hatten, gaben sich damit zufrieden, ihn ins Gefängnis zu werfen. Nachdem er

zwei Jahre lang unzählige Male verhört worden war, wurde er schließlich zu 20 Jahren „Umerziehung durch Arbeit“ verurteilt. „Wenigstens lebst du noch“, antwortete ich. Er schaute mich ernst an: „Ich lebe, weil Gott es will. Ich glaube, dass Er mir einen Auftrag anvertraut hat. Wenn es nicht so wäre, hätte ich lieber das Los meiner ermordeten Mitbrüder geteilt.“

Im November jenes Jahres bestimmte mich Yang zum Führer einer Abteilung, welche die Reisfelder des Campus 23 bestellen musste. Nach kurzer Zeit ließ er mich rufen und teilte mir mit, dass Hsia während der Nacht heimlich bete. „Stimmt das?“, schrie er mich an. Ich versuchte zu lächeln. „Aber nein, das ist doch nur ein Alter, der nach einem Arbeitstag müde ist und im Traum etwas daherredet.“ Yang blickte mich drohend an. „Wenn ich

dahinterkommen sollte, dass er auch nur ein einziges Wort eines Gebetes gesagt hat, dann werdet ihr beide dafür bezahlen. Sag es ihm!“ Zurück in der Baracke, ging ich sofort zu Hsia. „Pass auf dich auf“, beschwor ich ihn. „Ich riskiere einige Monate Einzelhaft. Aber du ... riskierst dein Leben.“ „Ist denn mein Leben wirklich so wichtig?“, fragte er mich ganz ruhig. Es gelang mir einfach nicht, diesen Alten zur Vernunft zu bringen.

Es war überwältigend

Im Dezember war es sehr kalt geworden. Ein eisiger Wind blies aus nordöstlicher Richtung. Eines Tages, gegen Ende des Monats, kam Hsia hinkend zu mir und bat mich, einige Minuten ausruhen zu dürfen. „Kannst du nicht noch einen Augenblick warten? Bald wird Schichtwechsel sein.“ - „Nein, denn dann werden die Aufseher vorbeikommen.“ Es schien, dass er mir etwas sagen wollte, aber er wusste nicht wie. „Weißt du, welchen Tag wir heute haben?“ - „Montag, den 25. Dezember“, gab ich ihm gereizt zur Antwort. Dann schwieg ich, nicht nur, weil ich mir im selben Augenblick bewusst wurde, dass Weihnachten war, sondern auch, weil ich verstand, dass der Alte beten wollte. „Hsia“, flehte ich ihn an, „es ist verrückt, dieses Risiko einzugehen!“ - „Aber ich muss es machen“, bemerkte er ruhig. „Und ich möchte, dass auch du mit mir betest, denn nur für uns beide ist dieser Tag von Bedeutung. Heute wurde Jesus von der Jungfrau Maria geboren.“

Ich schaute mich um. Es waren keine Aufseher in Sicht, und der nächste Arbeiter war mitten im Reisfeld. „Steig in das Bewässerungssystem hinunter“, sagte ich zu Hsia. „Ich gebe dir fünfzehn Minuten, Alter. Nicht mehr!“ - „Und du?“ - „Ich bleibe hier.“ Es waren schreckliche Momente, die nun folgten. Jedes Mal, wenn das Rauschen des Windes anschwellte, schien es mir, den Schrei eines Wächters zu vernehmen.

Doch dann ließ mich plötzlich etwas - ich weiß nicht was - die Angst überwinden, und es

drängte mich, in den Kanal hinunterzusteigen. Was ich da erblickte, war überwältigend. Zum ersten Mal in diesen vier Jahren konnte ich Yang und das Arbeitslager vergessen, und es kam mir wieder ins Bewusstsein, was es heißt, an etwas zu glauben, was das irdische Leben übersteigt. Hsia zelebrierte die Hl. Messe im ausgetrockneten Graben, seine Kirche waren die Weiten Nordchinas und sein Altar ein gefrorener Haufen Erde. Das Messgewand bestand aus einer durchlöcherten Gefangenenkluft, und die Scherbe einer Emailtasse war sein Kelch. Aus einigen Trauben, die er seit ich weiß nicht wie langer Zeit als kostbares Gut gehütet hatte, versuchte er, etwas Flüssigkeit herauszupressen, und aus einigen Getreidekörnern, die er wohl während der Ernte hatte „mitgehen“ lassen, hatte er so etwas wie einen kleinen Fladen gemacht, der ihm als Hostie diente. Auf dem Altar brannten anstelle von Kerzen einige dürre Zweige, und als Chor sang der Abendwind, der so sehr anschwellte, dass er wie zu einem Hymnus wurde. Es schien, als ob die kleine Flamme die Gebete des mutigen Alten direkt in den Himmel tragen und der Wind sie an allen Enden der Erde verteilen würde.

Ich verspürte in mir eine unwiderstehliche Sehnsucht, den Glauben mit Hsia zu teilen. Es war mir, als ob an diesem Weihnachtsfest an keinem Ort der Welt, auch nicht in der herrlichsten Kathedrale der Christenheit, eine so eindruckliche Hl. Messe gefeiert würde.

Ohne dass ich mir dessen recht bewusst war, erwiderte ich: „Et cum spiritu tuo.“ Keineswegs überrascht, beendete Hsia das Hl. Messopfer: „Ite missa est“, „Gehet hin, ihr seid gesendet!“,

wie um mich zu ermutigen. Ganz spontan antwortete ich mit den Worten, die ich in diesem Lager nie mehr verwendet hatte: „Deo gratias.“ Die Messe war zu Ende.

Eine auf Gott vertrauende Seele

„Der Herr wird uns vergeben und verstehen, dass das nicht Mangel an Respekt war“, sagte Hsia. „Es war ja nicht die angemessene Art und Weise, eine Hl. Messe zu feiern.“ Mir schnürte es den Hals zu. Seine unveränderlichen und unverrückbaren Werte, seine Furcht - nicht die, erschossen zu werden, sondern diejenige, den Herrn zu beleidigen - gaben mir endlich zu verstehen, was der Greis mir während der vergangenen Monate hatte sagen wollen: Es genügen nicht menschliche Klugheit und Angst, alles zu versuchen, um wie ein Tier einfach nur zu überleben. Der Mensch muss etwas haben, was erhabener ist als er und für das es sich zu leben lohnt: einen Traum - einen Glauben. Deshalb antwortete ich: „Ich bin sicher, Pater Hsia, dass Gott uns versteht und verzeiht.“ - „Danke, Jean. Mögen der Herr und die Muttergottes dich segnen und begleiten.“ Und zum ersten Mal seit vier Jahren glaubte ich daran, dass sie es wirklich machen würden. In diesem Moment sah ich den Lagerkommandanten Yang, der sich auf seinem Fahrrad dem

Graben näherte. Es gelang mir gerade noch, die Hand schützend über die kleine Flamme zu halten, als ob ich mich wärmen wollte, bevor er misstrauisch herunterschaute. „Was macht ihr da?“ - „Der Alte wollte nur ein kleines Feuer machen, um sich zu wärmen“, antwortete ich mit einem unschuldigen Lächeln. „Man unterbricht die Arbeit erst im Augenblick der Pause, und nicht vorher“ schrie Yang. „Geht an eure Arbeit!“

Seit jener Weihnachtsmesse war in meinem Herzen ein geheimer Winkel, in dem ich mich vor Yang und seinen Wächtern in Sicherheit und ohne Angst erlebte. Nach einigen Tagen erfolgte wiederum eine der oftmaligen Umbesetzungen der Verurteilten, und Hsia wurde von mir getrennt. Ich habe ihn nie mehr wiedergesehen. Vielleicht haben sie ihn umgebracht. Aber wenn es auch so sein sollte, sie konnten nur seinen Leib, nicht aber seine unbeugsame und auf Gott vertrauende Seele töten.

Herbergssuche in unseren Tagen

Im September 2008 - wir Schwestern in Ust-Kamenogorsk waren nach dem Mittagessen gerade beim Geschirrspülen - klopfte es plötzlich an der Tür. Wir öffneten und sahen zu unserer Überraschung eine junge Kasachin draußen stehen, die einen Säugling fest in ihren Armen hielt. Keine von uns Missionarinnen hatte die Frau mit dem verzagten Gesichtsausdruck je

gesehen, die sofort zu sprechen begann: „Ich komme direkt von der Geburtenstation des Krankenhauses zu euch. Bitte helft mir, ich habe nichts für mein Kind!“ Bei diesen Worten hielt sie uns weinend ihr Neugeborenes in einem rosa Kissen hin, das nur mit einem Käppchen auf dem Kopf bekleidet und von oben bis unten in eine alte Windel gewickelt war. So ein armseliges

Wesen hatten wir sogar hier bei aller Armut noch nie gesehen.

Natürlich nahmen wir die junge Mutter, eine Muslimin, gleich mit ins Haus. Sr. Angela hob vorsichtig das Kleine auf ihren Arm und führte die Kasachin in unsere Küche, wo sie sich erst langsam beruhigen musste, ehe sie uns alles der Reihe nach erzählen konnte.

Julia, so heißt die 26-jährige Frau, hat keinen Beruf und lebt in unserer Stadt. Vor vier Tagen hatte sie ihre kleine Albina geboren. Doch als sie zwei Tage später aus dem Krankenhaus entlassen wurde, ließ sie ihr neugeborenes Töchterchen schweren Herzens dort zurück. Der Grund dafür war ein Drama, das in den Familien hier in Kasachstan immer öfter vorkommt!

„Ich hatte nichts für mein Kind, nicht einmal ein Bett! Nichts! Es war unvorstellbar für mich, wie ich die Kleine zu mir hätte nehmen sollen! Mein Mann hat mich ja schon vor Monaten verlassen. Zuvor war er jeden Tag betrunken gewesen und hatte mich geschlagen. Als er hörte, dass ich ein Kind erwartete, schrie er mich an: ‚Das ist dein Problem, nicht meines!‘ Dann ging er fort, und ich blieb allein zurück.

In meiner Not bat ich bei meinen Verwandten um Hilfe und Unterschlupf, doch keiner wollte mich auch nur anhören. Schließlich kamen mein sechsjähriger Sohn Rasul und ich notdürftig in der kleinen Mietwohnung meiner Mutter unter, deren Arbeitslohn gerade für das Notwendigste zum Essen und für die Miete reicht. Da meine Dokumente nicht in Ordnung sind, wusste ich von vornherein, dass mir der Staat kein Kindergeld bezahlen wird. Mittellos wie ich war, meinte ich also, mir bliebe keine andere Wahl, als meine kleine Tochter dem Staat zu überlassen.

Doch als ich zwei Tage nach der Geburt allein in die Wohnung meiner Mutter zurückkam, habe ich nur geweint und an meine Kleine gedacht. Ich konnte es nicht ertragen, mein eigenes

Kind verlassen und hergegeben zu haben. Es vergingen zwei schreckliche Tage, ehe ich heute Morgen eine Entscheidung traf: Ich stand auf und machte mich sofort auf den Weg ins Krankenhaus, um meine Albina zu holen, auch wenn ich keine Ahnung hatte, wie es weitergehen sollte. Das Krankenhaus war noch geschlossen, als ich frühmorgens dort ankam. So ging ich vor dem Haupteingang auf und ab, weinte und wartete. Als endlich geöffnet wurde, lief ich förmlich in die Geburtsstation. Die Ärzte und Schwestern freuten sich, mich zu sehen, und auf mein Bitten hin zerrissen sie vor meinen Augen die Dokumente, durch die ich mein Kind zur Adoption freigegeben hatte. Doch da stand ich nun mit dem Baby, in eine Windel und ein Kissen gewickelt, und wusste weder ein noch aus, bis mir plötzlich der Rat einer Nachbarin einfiel: ‚Wende dich doch an die katholische Kirche, die hilft dir bestimmt!‘ So ging ich vor einer Stunde vom Krankenhaus weg direkt zu euch.“

Mittlerweile war das liebe Kasachenbaby von Schwester zu Schwester gewandert. Zuallererst bedankten wir uns bei Julia, dass sie sich für ihr Kind entschieden hatte. Dann segnete P. Martin die Kleine, während wir Schwestern aus den Gaben unserer Wohltäter alles Notwendige für ein Neugeborenes zusammensuchten. Die Kasachin war so berührt darüber, dass sie spontan ausrief: „In eurer Kirche lasse ich meine Albina taufen!“ Auch wenn dieser verständliche Ausdruck ihrer Dankbarkeit noch lange kein ausreichender Grund für eine Taufe ist, so durften wir doch bald feststellen, dass es Julia ernst damit ist. Sie kam mittlerweile schon mehrmals zum Taufunterricht und bekräftigte: „Ich will diesen Schutz der Taufe für mein Kind.“ Dies ist für eine Muslimin sehr ungewöhnlich und mutig, denn es könnte bei den Muslimen sogar als Verrat geahndet werden. Doch Julias Verwandtschaft hat - in dieser Hinsicht zum Glück! - kein Interesse an ihr.